

## Schwestern und Brüder!

Dieses vielleicht bekannteste Gleichnis Jesu hat im Laufe der Geschichte immer wieder ganz verschiedene Überschriften erhalten: Am verbreitetsten dürfte immer noch „Gleichnis vom verlorenen Sohn“ sein; dabei zielt die Aufmerksamkeit eben auf den Sohn und den moralischen Aspekt der Umkehr des Sünders, für die es nie zu spät ist. In der Zeit meines Theologiestudiums war es dagegen *en vogue*, vom „Gleichnis vom barmherzigen Vater“ zu sprechen; sein eigentlicher Kern wäre demnach gar nicht so sehr die Umkehrgeschichte des jüngeren Sohnes, sondern das Gleichnis wird v.a. als Aussage über Gottes großzügige Barmherzigkeit gelesen, die alles verzeiht und stets wieder einen neuen Anfang gewährt. In einer neueren Bibelübersetzung ist der Abschnitt nur noch lapidar überschrieben mit „Gleichnis vom Vater und seinen zwei Söhnen“, weil das Verhalten aller drei Protagonisten dieser Parabel offenbar etwas wichtiges mitzuteilen hat.

Ich möchte heute den Fokus auf einen weiteren Aspekt dieses so plastischen Gleichnisses richten und es überschreiben mit „Gleichnis von der Ungerechtigkeit der Liebe“. Ich meine damit v.a. die augenfällige Ungerechtigkeit im Verhalten des Vaters, die von dessen älterem, dem daheim gebliebenen Sohn auch schonungslos angesprochen wird: Er führt Beschwerde über die Ungleichbehandlung, die der Vater ihm und seinem Bruder angedeihen lässt, und unser modernes, egalitär geprägtes Gerechtigkeitsempfinden gibt ihm wohl auch spontan recht. Da erfährt Einer ein Übermaß an Zuwendung, obwohl er sich diese in keiner Weise verdient hat; dem Anderen, dem Tugendhaften und Anständigen, dem, der alle Erwartungen erfüllt (dem Leistungsträger, wenn man so will), wird dagegen nur ein äußerst blasser, beinahe gelangweilter Zuspruch zuteil: „*Du bist (ja ohnehin) immer bei mir, ... alles, was mein ist, ist auch dein.*“ – Wäre es, so müssen wir fragen: wäre es für den älteren Sohn unterm Strich also nicht eigentlich auch besser gewesen, er hätte sein Leben rückhaltlos genossen, hätte unbekümmert gehurt und alles versoffen, um anschließend heimzukehren und ebenso wunderbare Zeichen der Vaterliebe zu empfangen wie der Jüngere? – Das ist doch eine berechtigte Frage, oder!?! – Das Problem: Es gibt darauf keine sichere Antwort. Es gibt darauf keine sichere Antwort, weil der Vater offenbar nicht nach einem logisch-rationalen, berechenbaren Prinzip handelt, nicht nach „*Wie du mir, so ich dir*“, nicht nach dem utilitaristischen „*Do ut des*“, nicht nach dem Leistungsprinzip etc. – Nein, was den Vater bewegt und sein Handeln bestimmt, ist Liebe. Und die folgt nun einmal keinem Kalkül; sie ist letztlich unberechenbar, weil sie frei erwählt, und sie ist deshalb u.U. auch ungerecht.

Es ist eigentümlich, dass uns eine solche Aussage bezogen auf die erotische Spielart der Liebe, ja auch noch in Bezug auf die Freundesliebe (und mit Einschränkungen sogar noch auf den Bereich der Verwandtenliebe) überhaupt nicht stört oder gar überrascht: Da scheint es doch völlig klar und selbstverständlich, dass ein geliebter Mensch ohne Angabe von Gründen bevorzugt wird gegenüber anderen, dass er anders – eben liebevoller, interessierter, leidenschaftlicher – behandelt wird als andere. Da ist es völlig klar, dass uns nicht alle Menschen gleich-gültig sind. Und da ist es sogar klar, dass jeder Liebesbeziehung eine gewisse Exklusivität und Intimität innewohnt, die andere ausschließt und die nur den Geliebten teilhaben lässt an bestimmten Bereichen des eigenen Lebens. – Ich habe vorhin gesagt, das sei eigentümlich. – Nun, eigentümlich ist nicht, dass wir diesen unseren Liebesbeziehungen eine solche Exklusivität und damit letztlich auch eine Ungerechtigkeit anderen gegenüber einräumen – und zwar mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass es normalerweise auch gar niemandem einfallen würde, hier überhaupt von Ungerechtigkeit zu sprechen. So ist eben das Wesen der Liebe. – Eigentümlich ist vielmehr, dass es uns im Gegensatz dazu befremdet und irritiert und unerhört schwer fällt, diese Wesenseigenschaft der Liebe auch der Liebe Gottes zu uns Menschen zuzugestehen und einzuräumen. Das nämlich ist es ja wohl, wovon das biblische Gleichnis spricht.

Vielleicht handelt der Vater in unserer Parabel in seinem Überschwang pädagogisch unklug oder ungeschickt. Aber verehren wir denn einen Pädagogen-Gott? Müssen wir also, wenn wir Gott als einen Liebenden bekennen und glauben – müssen wir dann dieser Seiner Liebe nicht auch genau dieses innerste Wesenselement der Liebe zuerkennen: dass sie sich den Gegenstand ihrer Zuwendung und Leidenschaft in grenzenloser Freiheit erwählt? Und dass sie gerade deshalb niemals berechenbar ist; dass kein Mensch sie sich jemals verdienen kann durch noch so große Frömmigkeit und Tugend; sondern dass die Liebe Gottes wie jede Liebe immer nur empfangen werden kann als reines, freies, ungeschuldetes Geschenk – und dass diese Liebe einem egalitären oder dem Leistungsprinzip verpflichteten Gerechtigkeitsbegriff deshalb oft auch ungerecht erscheinen *muss* – oder eben nicht *Liebe* wäre.

(Wer sich mit dieser vielleicht ungewohnten Seite der freien Liebe Gottes tiefer auseinandersetzen will, dem lege ich Thomas Manns monumentale Trilogie über die biblischen Urerzählungen des Ersten Testaments ans Herz: „Joseph und seine Brüder“. Wie ein Cantus firmus zieht sich durch dieses gewaltige Werk dieses Motiv der in unumschränkter Freiheit erwählenden, leidenschaftlichen, ja oft eben auch ungerecht anmutenden Liebe Gottes.)